

# Bergarbeiter-Zeitung

## Organ des Verbandes der Bergarbeiter Deutschlands

Abonnementpreis monatlich 50 Pf., vierteljährlich 1,50 Mk.; durch die Post bezogen monatlich 1,50 Mk., vierteljährlich 4,50 Mk. — Fest- und Versammlungsinserate kosten pro Zeile 25 Pf. — Geschäftsinserate werden nicht aufgenommen.



Verantwortlich für die Redaktion: Theodor Wagner; Druck: P. Handmann & Co.; Verlag: Verband der Bergarbeiter Deutschlands, sämtlich in Bochum, Wilmshäuser Straße 38-42. Telefon-Nr. 98 u. 99. Telegr.-Adr.: Altkreis Bochum.

### Hilfe für die deutsche Kaliindustrie.

Die Gesellschafterversammlung des Kaliyndikats nahm am 27. Oktober in Berlin den Bericht entgegen, wonach in der Zeit vom 1. August bis 15. Oktober 1914 nur 4 004 000 Doppelzentner (berechnet auf reines Kali) abgesetzt wurden, gegen 12 404 000 Doppelzentner während der gleichen Zeit 1913. Dieser Rückgang ist besonders im August wegen Wagenmangel eingetreten. Im September besserte sich die Lage wieder, es wurden 45 Prozent des Septemberabfahes 1913 verhandelt und für Oktober werden 50 Prozent (also die Hälfte) des Oktoberabfahes 1913 erwartet. Dem Werte nach beträgt der Absatz im November-Dezember erheblich zunimmt, da dann die Ueberbrückung erfolgen muß.

Das Ueberseegeeschäft, welches hauptsächlich hochwertigstes Chlorkalium betrifft, ist nach dem Kriegsausbruch fast völlig unterbrochen worden, belebt sich aber in letzter Zeit wieder. Allerdings wird mit dem Hauptabnehmer, Nordamerika, wegen unserer Ueberseehandelsperre durch die britisch-französische Flotte noch kein nennenswerter Verkehr aufzunehmen sein. In das feindliche Ausland wird weder direkt noch indirekt geliefert.

Der deutsche Kalibergbau ist noch weit schwerer von dem Kriege getroffen worden, als in den vorgenannten Absatzzahlen zum Ausdruck kommt. Eine ganze Anzahl Werke (genaue Angaben sind noch nicht bekannt) haben den Betrieb vollständig eingestellt, die übrigen arbeiten sehr eingeschränkt. Die oberelsässischen Kaliverke werden wohl sämtlich stillliegen, denn in jenem Gebiet (Sennheim, Wittelsheim) toben die Grenzschlachten. Im Werra- und in dem übrigen Thüringen, auch in Mittelpreußen, in Hannover, Braunschweig usw. sind zahlreiche Schächte seit dem Kriegsbeginn zum Stillstand gekommen.

Der Wagenmangel hat nicht den niederdrückendsten Einfluß auf die Kaliwerke ausgeübt. Die Kohlen- und Erzgruben wurden und werden auch stark von dem Wagenmangel getroffen, man hört aber, daß sie nun im allgemeinen gut beschäftigt sind, verschiedentlich nicht einmal die Nachfrage befriedigen können. Während hier vielfach Mangel an geschulten Bergleuten herrscht, wurden in der Kaliindustrie tausende Arbeiter entlassen, die bis auf einen gewissen Rest, auch durch Vermittelung des Bergarbeiterverbandes, Beschäftigung im Kohlenbergbau usw. fanden. Der Kriegsausbruch hat eben die von uns so oft gekennzeichnete beispiellose Ueberproduktion in der deutschen Kaliindustrie in Erscheinung treten lassen! Die ausnahmsweise sehr kritische Situation in der deutschen Kaliindustrie ist, wie zugegeben wird, mehr der in ihr betriebenen Ueberproduktion geschuldet. Lesen wir doch beispielsweise selbst in dem Geschäftsbericht des gut fundierten Werkes Alexanderhall, daß der Hauptbetrieb „bis auf weiteres stillgelegt“ worden ist und man den im September wieder auflebenden Inlandsabfah an 40prozentigen Düngesalzen „aus schließlich den Lagerbeständen entnommen“ hat! Man hat — nicht nur auf diesem Werk — lange vor dem Kriege bedeutend für das „Lager“ gefördert, um nicht noch stärker, wie es ohnehin geschehen mußte, infolge der andauernden Inbetriebstellung neuer Werke, wegen Einschränkung der einzelnen Beteiligungsziffern die Betriebsanlagen ungenutzt zu lassen, was in der Regel einer Erhöhung der Selbstkosten gleichkommt. Wie wir unterrichtet sind, haben viele Werke gewaltige Mengen Salze aus der Zeit vor dem Kriege auf Lager; sie können daraus nur wenig wie lange ihren nun natürlich stark eingeschränkten Absatzanteil entnehmen. Der Krieg hat die von Sachkennern längst als sehr unhaltbar bezeichneten Zustände in der Kaliindustrie sozusagen mit einem Schlag auch dem Laien enthüllt.

Was kann man geschehen, um das Uebel wenigstens zu mildern? Hilfsmittel müssen angewandt werden im Interesse der von der Notlage in dieser Industrie besonders hart getroffenen Gemeinden und der Gemeinden, die mit ihrem Hausbrot auf einen Weiterbetrieb der Werke eingerichtet sind. Sehr viele Arbeiter — und zwar trifft dies vornehmlich auf die unerfahrenen Industriegebiete zu — haben ein kleines Anwesen, das sie nur mit Gefahr der Schädigung längere Zeit, dauernd oft gar nicht verlassen können. Die betreffenden Gemeinden brechen finanziell zusammen, wenn die Werksbetriebe beröhen.

Das einzige erfolglichere Gegenmittel ist eine starke Erhöhung des Abfahes der Kaliwerke. Eine Wirtlichkeit, natürlich. Es ist uns selbstredend bekannt, daß der

Auslandsabfah nun sehr erschwert, großenteils sogar unmöglich gemacht worden ist. Das bedeutet für die deutsche Kaliindustrie, die sich bei dem Vertrieb namentlich ihres hochwertigsten Produkts (Chlorkalium) immer stärker auf das Ausland warf, eine außerordentliche Erschwerung ihrer Existenz. 1913 wurden insgesamt 11 103 694,24 Doppelzentner (auf reines Kali berechnet) Kali- und Magnesiaabfah abgesetzt. Davon verbrauchte die Landwirtschaft 10 039 132 Doppelzentner. Von diesem landwirtschaftlichen Verbrauch verblieben aber nur 5 361 026 Doppelzentner in Deutschland; fast die Hälfte des Abfahes ging ins Ausland und hieron erhielten allein die Vereinigten Staaten von Nordamerika 2 316 896 Doppelzentner! Dieses weitau wichtigste ausländische Absatzgebiet ist bis auf weiteres unserer Kaliindustrie wohl so gut wie ganz verschlossen.

Wie sich die Industrie unter dem Einfluß der unvernünftigsten Ueberproduktion, die immer wieder durch eine mit den Herstellungskosten nicht zu rechtfertigende Preissteigerung angereizt worden ist, eingerichtet hat, muß sie die Abschneidung der wichtigsten Ausfuhr besonders schwer treffen. Nun rächt sich die unerhörte Treibhausentwicklung der Industrie.

Das Hauptgeeschäft wird in 80prozentigem Chlorkalium gemacht. Hieron wurden abgesetzt (in Doppelzentner):

	1910	1913
insgesamt	4 842 433	4 842 541
davon in:		
Deutschland	1 181 506	1 302 802
Vereinigte Staaten von Nordamerika	2 200 031	2 302 140
Frankreich	402 194	514 058
England	110 097	109 210
Belgien	102 052	130 496
Spanien	98 710	115 033

Also verblieb nicht einmal der dritte Teil dieses erstklassig rentablen Werksprodukts im Inlande und es ist leicht auszu-denken, welche Wirkungen der Krieg gerade auf unsere Kaliindustrie haben mußte. Es ist aus den Streitigkeiten Niedersachsen-Kaliyndikat bekannt geworden, daß der Chlorkaliumabfah vorzüglich in Nordamerika eine Lebensfrage für viele deutsche Kaliwerke geworden ist. Der damals brohenden Gefahr hat das Niedersächsisches gesteuert, aber es hat aus Gründen, die hier oft dargelegt wurden, die Ueberproduktion, die unsere Kaliindustrie auch stets abhängig von dem Auslandsabfah gemacht hat, nicht verhilft.

Das sofort zu ergreifende, einzig erfolgversprechende Hilfsmittel sehen wir in einer bedeutenden Erhöhung des Inlandsabfahes, die aber nur zu ermöglichen ist, wenn die Verkaufspreise herabgesetzt, in ein richtiges Verhältnis zu den tatsächlich niedrigen Herstellungskosten gebracht werden! Der unsoziale Vorschlag, die Arbeiterzuschüsse des Reichskaligesetzes (Mindestlöhne usw.) außer Kraft zu setzen, befürwortet eine Maßregel, gegen die aus denselben triftigen Gründen protestiert werden muß, mit welchen sich die Militärbehörden gegen sonstige Lohn- und Gehaltsverfügungen gewandt haben. Man kann die Selbstkosten am stärksten erniedrigen (beachte man doch das lehrreiche Beispiel der Werke Niedersachsen-Sollstedt in den Jahren 1910 usw.) durch eine Verkaufspreiserhöhung, die den Absatz erhöht und dadurch einen stärkeren Betrieb ermöglicht.

Eine wesentliche Vermehrung des Abfahes an Düngesalzen für die Landwirtschaft ist sehr wohl möglich. Wir haben in Deutschland Bundesstaaten (Oldenburg, Anhalt) und Staatenteile, wo über 25 Mio. Kalisalze auf einen Hektar landwirtschaftlicher Anbaufläche zur Anwendung kommen, daneben aber noch viel weitere Gebiete, wo der Verbrauch pro Hektar nur 3-6 Mio. beträgt. Hier bedarf der Boden einer viel stärkeren Kalidüngung, um auf ihm einen weit höheren Ernteertrag als bisher zu erzielen. Gerade in der gegenwärtigen Zeit, wo es im Interesse einer glücklichen Kriegsbeendigung für uns auch darauf ankommt, den nächsten Ernteertrag tüchtig zu steigern, kann nicht dringend genug die stärkere Verwendung unserer heimischen Düngesalze empfohlen werden. Das sichert uns eine auskömmlichere landwirtschaftliche Produktion und macht den Plan der Aus-hungierung Deutschlands zuschanden.

Gebe man also die Düngesalze in roher wie in konzentrierter Form zu billigeren Preisen ab. Dadurch werden sicher viele Landwirte zur Kalidüngung bezogen. Dieser Mehrverbrauch, der keineswegs gering anzuschlagen ist, bedeutet die wirk-samste Hilfsaktion für die Kaliindustrie, die jeder einsichtige Volkswirt lebhaft befürworten wird.

Weizen stand am 28. Oktober 1914 auf 261 bis 262 Mk.; der festgesetzte Höchstpreis ist also nur um 0,50 bis 1,50 Mk. niedriger. Am 20. Juli 1914 kostete Weizen 205 Mk., so daß der Höchstpreis um 55,50 Mk. höher ist, wie kurz vor Kriegsausbruch.

Der Durchschnittspreis betrug im Jahre 1913 für die Tonne Roggen 165 Mk., Weizen 195,50 Mk.; der festgesetzte Höchstpreis ist also bei Roggen 55 Mk., bei Weizen 65 Mk. höher, wie der Durchschnittspreis in 1913. Dabei ist zu beachten, daß für Roggen von mehr als 70 Kilogramm Hektolitergewicht und für Weizen von mehr als 75 Kilogramm Hektolitergewicht noch Zuschläge gestattet sind, die beim Roggen 1,50 Mk. pro Tonne für jedes Kilogramm Mehrgewicht betragen. Ein stärkerer Preisabfah ist nur bei Gerste eingetreten, die am 28. Oktober 1914 236 bis 248 Mk. kostete.

Die für die übrigen Hauptorte des Reiches festgesetzten Höchstpreise sind, je nachdem diese Orte östlich oder westlich von Berlin liegen, niedriger oder höher. Nach der Verordnung des Bundesrats, die am 4. November 1914 in Kraft trat, betragen die Höchstpreise für Weizen 237, Braunschweig 227, Bremen 231, Breslau 212, Bromberg 209, Kassel 231, Köln 236, Danzig 212, Dortmund 235, Dresden 225, Duisburg 236, Emden 232, Erfurt

229, Frankfurt a. M. 235, Giebiß 218, Hamburg 228, Hannover 228, Kiel 226, Königsberg 209, Leipzig 225, Magdeburg 224, Mannheim 236, München 237, Posen 210, Rastatt 218, Saarbrücken 237, Schwerin 219, Stettin 216, Straßburg 237, Stuttgart 237, Wismar 227 Mk.

Die Weizenpreise sind immer 40 Mk. höher als diese Sätze. Die festgesetzten Höchstpreise verstehen sich nur für inländisches Getreide.

Der Höchstpreis für die Tonne inländischer Gerste, deren Hektolitergewicht nicht mehr als 68 Kilogramm beträgt, ist in den preussischen Provinzen Schleswig-Holstein, Hannover und Westfalen, sowie in Oldenburg, Braunschweig, Waldeck, Schaumburg-Lippe, Lübeck, Bremen und Hamburg 10 Mk., in dem rechtsrheinischen Bayern 13 Mk., anderorts 15 Mk. niedriger, als der Höchstpreis für die Tonne Roggen. Der Preis für den Doppelzentner Roggen oder für Weizenkleie darf beim Verkauf durch den Hersteller 13 Mk. nicht übersteigen. Die Höchstpreise bleiben bis zum 13. Dezember 1914 unverändert, von da ab erhöhen sie sich am 1. und 15. jeden Monats bei Getreide um 1,50 Mk. für die Tonne, bei Kleie um 5 Pf. für den Doppelzentner. Die Höchstpreise gelten für Lieferung ohne Sack und für Barzahlung bei Empfang.

Es ist bedauerlich, daß der Bundesrat nicht eher eingegriffen hat. Noch bedauerlicher aber ist es, daß jetzt die Preise nicht auf das natürliche und gerechtfertigte Maß zurückgebracht wurden. Der ehemalige Zentrumsgesandte Dr. Heim hat z. B. nachgewiesen, daß noch nach dem Kriegsausbruch die Produzenten selber nicht mehr als 140 bis 160 Mark verlangten, daß die Produktions- und Marktbedingungen keine höheren Preise rechtfertigten und ein Kriegszuschlag von 25 Prozent schon etwas ganz Außerordentliches sei. Noch im August 1914 wurde in Berlin der Roggen mit 186 Mk., der Weizen mit 210 Mk. notiert. Ueber diese Grenze hätte der Bundesrat mit den Höchstpreisen ohne Rücksicht auf die Verluste der Zwischenverkäufer und des Handels nicht hinausgehen sollen. Sind doch die Preise nur deshalb so sprunghaft in die Höhe gegangen, weil Handel und Zwischenverkäufer freie Hand behielten und die durch den Krieg geschaffene Lage rücksichtslos ausnützten. Die rein spekulativen Zwischengewinne sind nicht gerechtfertigt und könnten ohne Verlust für die Volkswirtschaft ruhig verloren gehen.

Die Differenz zwischen dem festgesetzten Höchstpreis und dem Preise der letzten Ernte beträgt

bei Roggen 55 Mk. pro Tonne,  
bei Weizen 61 Mk. pro Tonne.

Ist die diesjährige Ernte nur ebenso groß, wie die geringste Ernte aus den letzten fünf Jahren, so bringen die festgesetzten Höchstpreise den Interessenten eine Mehreinnahme von

577 Millionen Mark bei Roggen,  
231 Millionen Mark bei Weizen.

Die Mehrbelastung des Brotkonsums allein beträgt also 806 Millionen Mark. Aber auch die Preise der sonstigen Lebensmittel, besonders der Kartoffeln, sind außerordentlich gestiegen. Trotzdem sind noch keine Höchstpreise für Kartoffeln festgelegt worden. In dem Kommentar zur Bundesratsverordnung wird nur gesagt:

„Wenn nach Abschluß der Kartoffelernte und nach der bevorstehenden Verbesserung der Transportmöglichkeiten die Kartoffelpreise nicht fallen, so werden auch hier Höchstpreise festzusetzen sein, obwohl die technischen Schwierigkeiten allein wegen der Qualitätsunterschiede nicht gering sind.“

Das ist nach unseren bisherigen Erfahrungen ein schlechter Trost. Wenn die Höchstpreise für Kartoffeln so lange auf sich warten lassen wie die Getreidehöchstpreise, werden die Folgen voraussichtlich auch dieselben sein.

Weizenbrot soll einen Roggenmehlzusatz von 10 Prozent, Roggenbrot kann einen Kartoffelmehlzusatz von 5 bis 20 Prozent erhalten. Bäckereien, welche Kartoffelmehl in dieser Höhe zusetzen, müssen das Brot mit einem „K“ kenntlich machen. Wird mehr Kartoffelmehl zugelegt, muß der Prozentsatz auf dem Brot angegeben werden. Wir befürchten, daß Müller und Bäcker dabei noch einen über ihren normalen Gewinn hinausgehenden Extraprofit machen können.

Die angekündigte Festlegung der Mehlpriese wird kaum eine Verbilligung bringen, da sich die Mehlpriese naturgemäß nach den Höchstpreisen für Getreide stellen werden. Bedauerlich ist auch, daß die Frage der Verteilung der vorhandenen Vorräte nicht geregelt wird. Durch eine Erleichterung des Enteignungsverfahrens soll nur dafür gesorgt werden, daß keine Vorräte zurückgehalten und dem Verbrauch entzogen werden können.

Alles in allem wird die Bundesratsverordnung viel zu sehr von der Rücksicht auf die Preise bestimmt, die an der unnatürlichen, künstlich hervorgerufenen Luerung ein Interesse haben. Die „Kreuzzeitung“ fragt, daß man heute, bei den hohen Preisen für Getreide und Kartoffeln, auch in nichtsozialdemokratischen Kreisen die jeglichen Zeiten für die Landwirtschaft betrachte. Durch die nun erfolgte Festlegung der Höchstpreise wird sich dieser Glaube sicher in immer weiteren Kreisen ausbreiten.

### Eingabe an das Oberkommando in den Marken.

Tham bei Senftenberg, den 22. Oktober 1914.

An das Oberkommando in den Marken, zu Händen Seiner Excellenz des Herrn Generaloberst von Kessel, Berlin.

Der ergebenst Unterzeichnete erlaubt sich hiermit, im Auftrage des Verbandes der Bergarbeiter Deutschlands für den Bezirk Ober- und Niederlausitz Ew. Excellenz folgendes vertrauensvoll zu unterbreiten:

In der gegenwärtigen ersten Zeit, in der alle Schichten der Bevölkerung an der Verteidigung des Vaterlandes Anteil nehmen, ruft es Erbitterung unter den Belegschaftsmitgliedern hervor, daß diese Zeit von einzelnen Grubenvorständen zur Verschlechterung des Arbeitsverhältnisses und Aufrechterhaltung der Sperre benutzt wird.

Auf den Braunkohlenwerken der Gewerkschaft des Eisensteinbergwerks Paul in Riebel N.-L. ist die Arbeitszeit verlängert

### Höchstpreise für Getreide.

Am 28. Oktober hat der Bundesrat endlich nach langem zögern Höchstpreise für Roggen, Weizen, Gerste und Meie festgelegt und zwar in Berlin für die Tonne Roggen 220 Mk., Weizen 260,50 Mk., Gerste 205 bis 210 Mk., Meie 130 Mk. Diese Preise übersteigen die früheren ganz außerordentlich. So betrug der Preis in Berlin für Roggen im Durchschnitt der Jahre 1893-1903 133,80 Mk. im Durchschnitt der Jahre 1904-1913 167,70 „ in der Woche vom 13. bis 18. Juli 1914 169,50 „ Höchstpreis vom 28. Oktober 1914 220,00 „ Der vom Bundesrat festgesetzte Höchstpreis übersteigt den Durchschnittspreis der Jahre 1893-1903 also um 86,20 Mk., den Durchschnittspreis der Jahre 1904 bis 1913 um 52,30 Mk. und den Preis vom 13. bis 18. Juli 1914 um 50,50 Mk. Diese Höchstpreise unterscheiden sich also kaum von höchsten Preisen. Roggen wurde am 28. Oktober 1914 in Berlin mit 228,50 bis 229 Mk. gehandelt. Der festgesetzte Höchstpreis bleibt dahinter nur um 8,50 bis 9 Mk. zurück. Am 20. Juli 1914 betrug der Roggenpreis 169 Mk. war also 51 Mk. pro Tonne niedriger, wie der festgesetzte Höchstpreis.

### Reform der Berginspektion.

#### Die Sechsstundenfrist im Gerichtsurteil.

Das Allgemeine Berggesetz in seinem § 88c sollte der Bergwerksbeamte Richter in einem Bergwerksbetriebe in der Gegend von Münster dadurch übertreten haben, daß in dem Betriebe Arbeiter länger als sechs Stunden bei mehr als 28 Grad Celsius beschäftigt wurden. Die Beschäftigung der betreffenden Arbeiter hatte acht Stunden betragen. Das Landgericht in Münster erkannte auf Freisprechung des Angeklagten und führte aus: „Eine Anwendung des § 88c ist im vorliegenden Falle darum ausgeschlossen, weil es sich bei der Erhöhung der Temperatur um die Folge eines ungewöhnlichen Ereignisses gehandelt habe, nämlich um die Folge des Hervortretens einer heißen Quelle.“ Die Staatsanwaltschaft legte Revision ein. Das Kammergericht hob darauf das Urteil auf und entschied, daß die Sache zur nochmaligen Verhandlung und Entscheidung an ein anderes Landgericht, und zwar an das in Dortmund, zurückzuverweisen sei. Gründe: Der § 88c des Allgemeinen Berggesetzes enthalte folgende Vorschrift: „Für Arbeiter, welche an Betriebspunkten, an denen die gewöhnliche Temperatur mehr als 28 Grad Celsius beträgt, nicht bloß vorübergehend beschäftigt werden, darf die Arbeitszeit sechs Stunden täglich nicht überschreiten. Als gewöhnliche Temperatur gilt diejenige Temperatur, welche der Betriebspunkt bei regelmäßiger Belüftung und Belüftung hat.“ Den Begriff der gewöhnlichen Temperatur im Sinne dieser Bestimmung habe das Landgericht in Münster verkannt. Daß es sich um die Einwirkung eines außergewöhnlichen Ereignisses handelte, könne nicht entscheidend sein. Entscheidend wäre vielmehr, ob während der Beschäftigung der Arbeiter die Temperatur für längere Zeit mehr als 28 Grad Celsius betrug. Hier habe es sich um einen Tag gehandelt, wo höhere Temperaturen vorlämen, zum Teil bis zu 34 Grad. Deshalb könne die Freisprechung nicht aufrecht erhalten werden. Es empfehle sich die Verweisung an ein anderes Landgericht.

rat glaubt jedoch, der allgemeinen politischen und wirtschaftlichen Lage durch Rechnung tragen zu müssen, daß er erst in der Hauptversammlung Urträge darüber stellen will, ob die Dividende in der angegebenen Höhe festgelegt werden soll.

Der Georg-Marien-Bergwerks- und Hüttenverein (Osnabrück) ergiebt einen Betriebsüberschuß von 7423 36 Mark (im Vorjahr 7647 584 Mark). Die allgemeinen Unkosten betragen 1748 221 Mark (1 688 710 Mark), wovon 1171 254 Mark (1 088 801 Mark) auf Ausgaben für Arbeiter und Steuern entfallen. Die Zinsen belaufen sich auf 740 890 Mark (738 821 Mark), die Kosten für Instandhaltung der Werke auf 894 160 Mark (888 870 Mark), die vorläufig in Aussicht genommenen Abschreibungen auf 2 480 741 (2 410 408) Mark. Danach verbleibt ein Reingewinn von 1 550 840 Mark (2 088 688 Mark) oder — zusätzlich des Vortrages aus dem Jahre 1912/13 von 801 874 Mark (591 102 Mark) — von 2 352 714 Mark (3 620 789 Mark). Heber die Verwendung des Reingewinnes wird die noch zu berufende Hauptversammlung zu befinden haben. (In den beiden Vorjahren wurden auf die Stammaktien je 5 Prozent und auf die Vorkursaktien je 7 Prozent Dividende verteilt.)

Die große Bergbau- und Hüttengehilfschaft Bismarck (Hörde-Muhrort) berichtete folgende Geschäftskonten:

	1910/11	1911/12	1912/13	1913/14
	Mark	Mark	Mark	Mark
Rohgewinn ohne Vortrag	38 576 397	37 284 098	42 084 334	30 260 414
Rohgewinn mit Vortrag	37 235 059	42 430 816	48 798 082	44 781 800
Abschreibungen	10 970 177	12 588 455	12 987 848	12 353 062
Sonderabschreibungen	9 790 000	1 820 138	3 615 700	9 770 500
Reingewinn	24 474 882	29 027 225	32 193 438	31 700 428
Dividende (in Proz.)	15	18	18	10
Dividende (in Mark)	15 900 000	19 080 000	19 080 000	10 800 000
Mitglieder u. Wohlfahrt	400 000	1 100 000	2 880 000	10 000 000
Gewinnanteile	1 079 082	2 184 577	2 811 957	1 038 908
Vortrag	8 195 820	6 712 647	8 471 478	9 160 510

Der durch den Krieg geschaffenen Lage trägt die Gesellschaft durch die Bildung einer Kriegsrücklage von 6 Mill. Mark, durch erhöhte Zuteilung zu dem Veräußerungsbestand und der Rücklage für Beamtenversorgung und durch die Erhöhung des Vortrages Rechnung. Die Dividende erfährt eine Ermäßigung um 8 Prozent auf 10 Prozent. Die letzten Monatsabrechnungen der Bergwerksunternehmungen weisen durchweg starke Gewinnrückgänge auf. Manche haben Zuhilfenahme zu leisten. Es ist das die natürliche Folge der im August-September besonders großen Betriebs- und Absatzrückgang. Die nächsten Monate werden voraussichtlich besser sein.

### Nachrichten aus der Montanindustrie.

#### Betriebsergebnisse von Bergwerks- und Hüttengehilfschaften.

Wir teilen bereits mit, daß eine Anzahl Unternehmungen jetzt nicht nur keine oder eine erheblich geringere Dividende verteilen, sondern die Ueberschüsse reservieren. Daß keine Liquidität der Industrie vorliegt, hoben wir auch hervor. Einige Gewinnziffern mögen das noch beweisen.

Die Deutsch-Luxemburgische Bergwerks- und Hüttengehilfschaft hatte

	Bruttoerträgnis	Abzehrungen	Dividenden
1908/07	8 039 072 Mark	5 044 480 Mark	10 %
1907/08	8 078 709 "	5 056 178 "	10 "
1906/09	9 200 771 "	5 100 000 "	10 "
1909/10	11 815 000 "	5 400 742 "	11 "
1910/11	19 955 795 "	9 000 000 "	11 "
1911/12	22 214 905 "	10 000 000 "	11 "
1912/13	29 458 592 "	16 113 228 "	10 "
1913/14	24 928 449 "	16 000 000 "	0 "

#### Die Rheinischen Stahlwerke verrechnen

	1912/13	1913/14
Rohgewinn	11 582 146 Mark	10 014 904 Mark
Abschreibungen	5 020 754 "	4 384 713 "
Reingewinn	6 561 392 "	5 630 191 "

#### Wie der Reingewinn verteilt werden soll, ist noch fraglich. Die Mannesmannwerke verrechnen:

	1910/11	1911/12	1912/13	1913/14
	Mark	Mark	Mark	Mark
Rohgewinn ohne Vortrag	9 511 077	11 288 773	15 868 800	10 804 103
Rohgewinn mit Vortrag	10 208 725	12 078 788	18 909 382	18 830 800
Abschreibungen	2 876 087	2 445 480	2 857 874	2 855 054
Sonderabschreibungen	—	—	1 000 000	4 000 000
Mitgliedlungen	—	—	1 000 000	4 000 000
Reingewinn mit Vortrag	4 613 290	5 876 068	9 837 150	6 847 812
Dividende (in Proz.)	12 1/2	18 1/2	18 1/2	7 1/2
Dividende (in Mark)	3 251 250	4 170 000	6 345 000	4 515 000
Vortrag	803 014	1 040 432	1 226 008	1 507 486

Der Aufsichtsrat der Harpener W.-G. hat den Rechnungsabschluss vom 30. Juli 1914 mit einem Ueberschuß zur Gewinn- und Verlustrechnung von 9 500 234 Mark (im Vorjahr 10 340 887 Mark) festgestellt. Die ordentliche Hauptversammlung soll am 10. Dezember 1914 stattfinden. Der erzielte Gewinn gestaltet allerdings die Auszahlung einer Dividende in der in Aussicht genommenen Höhe von 10 Prozent (im Vorjahre wurden 11 Prozent verteilt). Der Aufsichtsrat) 12 1/2 Proz. auf 22,5 Mill. Mark und 6 1/2 Proz. auf 7,5 Mill. Mark, 13 1/2 Proz. auf 30 Mill. Mark und 4 Proz. auf 3 Mill. Mark, 13 1/2 Proz. auf 33 Mill. Mark und 6 1/2 Proz. auf 28 Mill. Mark, 1) 7 1/2 Proz. auf 61 Mill. Mark Aktienkapital.

### Aus der deutschen Arbeiterbewegung.

#### Politikklärung des Verbandes der Fabrikarbeiter aufgehoben.

Am 18. Januar d. J. ging dem Vorstande des Verbandes der Fabrikarbeiter eine Verfügung des Polizeipräsidenten von Hannover zu, in der die Einreichung der Satzungen und eines Verzeichnisses der Vorstandsmitglieder gefordert wurde. Gleichzeitig wurde darauf aufmerksam gemacht, daß Personen unter 18 Jahren dem Verbands nicht als Mitglieder angehören, auch in seinen Versammlungen nicht anwesend sein dürfen. Als Grund wurde angeführt, der Verband müsse „als ein politischer Verein im Sinne des Reichsvereinsgesetzes vom 10. April 1908 angesehen werden“. Die Einreichung sollte innerhalb 14 Tagen erfolgen, bei Nichteinreichung wurde eine Geldstrafe von 100 Mark angedroht.

Der Vorstand des Verbandes erhob gegen diese Verfügung Einspruch; eine Entscheidung darüber war noch nicht gefallen, als der Krieg ausbrach. Nunmehr hat der Einspruch dadurch seine Erledigung gefunden, daß der Polizeipräsident seine Verfügung zurückgenommen hat. Am 22. Oktober ging dem Vorstande des Verbandes folgende Nachricht zu:

„In Verfolg des Erlasses des Herrn Ministers des Innern vom 11. v. M. nehme ich meine Verfügung vom 18. Januar 1914, betreffend Einreichung der Satzungen und des Verzeichnisses der Vorstandsmitglieder des Fabrikarbeiterverbandes hiermit zurück.“

„von Wedekind.“

Definitiv soll auch der Bergarbeiterverband als „politisch“ erklärt werden. Der Einspruch des Verbandsvorstandes ist vom Bochumer Schöffengericht als erste Instanz am 20. März 1914 zurückgewiesen worden. Für die Berufungsverhandlung am Landgericht ist bereits zweimal ein Termin (während der Kriegszeit) angesetzt, aber beide Male gerichtliches Aufgehoben worden. Was nun aus der Sache wird, darauf sind wir gespannt.

#### Eine erfreuliche Besserung

meinen im Oktober fast alle gewerkschaftlichen Zählungen der arbeitslosen Verbandsmitglieder aus. Der Fabrikarbeiterverband stellte fest: von je 100 Mitgliedern waren arbeitslos am 9. Aug.: 8,5, 16. Aug.: 11,5, 23. Aug.: 11,8, 30. Aug.: 12,0, 5. Sept.: 11,5, 12.

und der Lohn gekürzt worden. Vor Ausbruch des Krieges erhielten auf diesem Werk die Tagesarbeiter bei zehnstündiger Schichtzeit einen Lohn von 8,50 Mark, die unterirdischen, eigentlichen Bergarbeiter bei achttündiger Schicht einen Lohn von 4,75 Mark, und 5 Mark. Gegenwärtig zählt man den Tagesarbeitern für die eifstündige Schicht nur 3 Mark, den unterirdischen eigentlichen Bergarbeitern bei zehnstündiger Arbeitszeit nur 3,80 Mark, und 4 Mark. Den Tagesarbeitern, die gegen die Schichtverlängerung und Lohnkürzung Einspruch erhoben und wie immer nach zehnstündiger Arbeitszeit nach Hause gingen, ist angedroht worden, daß sie nur neun Stunden bezahlt erhalten.

Desgleichen ist auf dem Braunkohlenwerk Bismarck I, zur Braunkohlen- und Brikett-Industrie-W.G. gehörig, das Gedinge vor Förderwagen um einen Pfennig gekürzt worden. Auf diesem Werk flagen die Belegschaftsmitglieder über schlechte sanitäre Verhältnisse und Außerachtlassung der Bestimmungen zum Schutze von Leben und Gesundheit. Die Luft in der Grube ist so minderwertig, daß die Arbeiter mit der Dampflampe nicht arbeiten können, sondern die Karbidlampe benutzen müssen. Aus einem gefahrgelagerten Bruch mußten die Arbeiter noch Stempel herauslösen.

Auf der Brikettfabrik der Grube Marie I in Neppitz, den Anhaltischen Kohlenwerken gehörend, besteht das System des Aufschreibens. Die Arbeiter erhielten pro Woche zwei, drei und fünf Stundenlöhne zugeschrieben, so daß ihr Lohn pro Schicht 3,10 Mark bis 3,80 Mark betrug. Nach Ausbruch des Krieges wurden die Zuschreibungen entzogen und wird nur ein Lohn von 3 Mark für die Schicht verdient.

Für Verladung eines Eisenbahnwagens Briketts betrug auf Grube Meurostolln in Senftenberg das Gedinge früher 6 Mark. Gegenwärtig zählt man nur noch 4,50 Mark. Eine Zeitlang während des Krieges hat man gar bloß 3,75 Mark bezahlt. Erst als die Frauen nicht mehr verladen wollten, hat man 4,50 Mark wenigstens gegeben.

Obwohl es in der niederläufigen Braunkohlenindustrie an geeigneten Arbeitskräften fehlt und gegenwärtig wieder 1000 Arbeiter in Schleppen gesucht werden, wird das System der Aufsperrung auch jetzt noch aufrecht erhalten. Langjährige, erfahrene Bergarbeiter, die weiter nichts begangen haben, als ihre gesetzlichen Rechte wahrzunehmen, werden von der Annahme zur Werkarbeit ausgeschlossen. Selbst Arbeiter, die seit Jahren schon ausgesperrt sind, werden nicht eingestellt. So sind zwei Arbeiter aus Meuro — einer wird schon seit Jahren nicht eingestellt und hat seine Familie mit Gelegenheitsarbeit und einem kleinen Gemüsehandel bisher kümmerlich ernährt — abgewiesen worden. Als diese beiden Arbeiter anfragen, wurde ihnen gesagt, sie sollten den andern Tag wieder kommen, der Direktor solle erst befragt werden, ob sie eingestellt werden könnten. Am Abend erhielten dieselben durch Boten schon den Bescheid, daß sie nicht eingestellt würden. Ein Arbeiter aus Neppitz wurde nicht eingestellt, weil er in einer Sache seines Sohnes ein Schreiben an den zuständigen Herrn Bergrevierbeamten gerichtet hatte. Diese Maßnahmen wecken ein bitteres Gefühl bei denjenigen, die Brüder, Söhne und Verwandte im Felde haben, welche tapfer für ihr Vaterland kämpfen.

Die Arbeit im Braunkohlenbergbau ist eine schwere, die nur von kräftigen Arbeitern verrichtet werden kann, der Lohn dagegen niedriger als in anderen Bergwerksbetrieben, was auch der Deutsche Braunkohlen-Industrie-Verein in seiner Eingabe an das Kriegsministerium vom 26. September d. J. bezeugt. Die geschädigten Maßnahmen der Unternehmer drücken das Arbeitsverhältnis noch mehr herab und haben Mißstimmung und Erbitterung unter den Belegschaften verursacht.

Im Interesse des wirtschaftlichen Friedens und der Erhaltung der Kaufkraft der Arbeiterschaft, namentlich jetzt während der Kriegszeit, wende ich mich vertrauensvoll an Ew. Exzellenz mit der Bitte um Vermittlung zwecks Beilegung der geschädigten Verhältnisse. Die Braunkohlenarbeiter der Niederläufigen wären dankbar, wenn es dem Einfluß Ew. Exzellenz gelang, daß Schichtverlängerungen, Lohnkürzungen und Maßregelungen in dieser ernsten Zeit nicht vorgenommen werden. Um geneigteste Berücksichtigung der Eingabe bittend, zeichnet

Mit hochachtungsvollem Gläubigkeit  
ergebenst  
Josef Briewig, Bezirksleiter.

### Eine vernichtete Stadt.

Der Spezialkorrespondent des „Berliner Tageblatts“, Kriegsberichterstatter Heinrich Binder, schreibt in einem anschaulichen Bericht: Langsam kehren die belagerten Bayern und Städte zurück. Auf den Schauplätzen sieht man sie schreien. In kleinen und großen Gruppen, zu Tausenden und Abertausenden, Elementare und allumfassend tritt auch die Kältewanderung vor grauen Jahren die Kinder eines Landes nicht über Wege und Flüsse.

Der Herbst steigt langsam und spät, wie müde von einem beschwerlichen, sommerlichen Weg, auf die Hügel des fränkischen Landes. Wohl brennt das Laub schon goldrot auf den Bäumen. Die Morgenblätter liegen, einem purpurnen Teppich gleich, auf dem Boden. Über die Sonne leuchtet noch warm und über den Feldern steigen jubelnd noch Vögelchen in den Himmel. Rosen blühen, verpölet und matt, an den Hecken, und die Blumen, die bunten Blumen des Herbstes stehen noch in üppiger Fülle. Denn keiner hat sie in diesem Jahre zum Straube gebunden.

Durch all diese Pracht ziehen heimtöliche Menschen. Man weiß nicht, woher sie kommen. Man weiß nur, daß die mütterliche Heimat sie wieder mit tausend Stimmen ruft. Sie waren glücklich, als der Schreden des Krieges kitzte. Als die Menschen dann fort waren, hat in ihren Dörfern die Schlacht gewütet. Und viele, viele Dörfer sind vom Wobert verschwunden. Nur ein paar Mauernreste, ein paar rüchgeschwärtzte Steinhaufen stehen noch von all dem Egen, der sich in fruchtbarem Frieden breitet.

Nun kommen sie zurück und finden die Städte nicht mehr, an der sie glücklich waren. Sie finden den Herd nicht mehr, an dem sie sich nach der Fron des harten Tages versammelt hatten. Ihre kleine Welt ist vernichtet.

Und der Winter wird bald kommen. Dann haben sie kein Dach über dem Kopfe und keinen warmen Stall für die Kuh, die sie angstlich vor sich her treiben.

So ziehen sie über die Leichtrage. Tausend und viele Tausend heimtöliche Menschen. Auf Wagen und Karren. Zweierlei ist es, das sie alle rassist mitgenommen haben: Zeitzeug, so viel jeder schleppen konnte, und das Vieh, das zähbare Gut des Bauern.

Auf Eselgepannen und Karbenwagen fahren sie die Kinder und die ganz alten Leute. Hier sitzen, zusammengelauert in einem rotweiß karierten Klumpen Pettzeug, vier kleine Kinder auf einem zerbrochenen Wägelchen, das eine alte Frau, mühsam und gebückt, hinter sich her schleppt. Dort trägt ein Alter eine Stauduhr. Die Uhr ist reich verguldet. Es war gewiß vieles in seiner kleinen Welt, das nützlich und hebedeuter war für des harten Lebens weitere Fahrt, als dieser verguldete Lamb. Aber das Gold glänzt so schön und so hell. Und er wird keine Uhr selbst bei brennendem Hunger nicht gegen ein Stück Brot hergeben.

Manche Familien treiben hier, fünf Kühe vor sich her. Die Kinder lauern zwischen hochgeschichteten Säusatz auf einem Wagen, der von zwei Pferden gezogen wird. Das sind die Reichen des Dorfes gewesen. Mit leeren, erstarren Augen sehen ihnen die tiefen anderen nach, die keinen Wagen und keinen Esel haben, die mühsam ihre Kinder und ihre Weiten auf breiten, gebückten Schultern schleppen und langsam, ganz langsam auf der Sandtrage weiter kommen. Es ist eine schreckliche Sache um den Krieg. Wieviel Jahrzehnte werden hinfliegen müssen, um all das wieder aufzubauen, was mit Feuer und Schwert vernichtet worden ist!

Manu ein Krieg der Weltgeschichte ist so verheerend über die Lande geschritten, wie das große Völkerschicksal des Jahres 1914.

Vor allem in Belgien hat der Krieg in seinen mannigfachen Formen das Land verwüstet und zerstört. Städte und Dörfer geziehen in das Zentrum sprühenden Artilleriekampfes und wurden oft von dem Feuer der eigenen Granaten in Schutt gelegt. Vor allem aber haben belgische Bayern durch Freveltaten die Strafe herausbeschworen.

Wühende Städte liegen in Schutt und Rauch.

So kamen wir Sonntag durch die Stadt Lier. 26 000 Einwohner hatten früher hier Arbeit und Brot gefunden. In der Mitte der Stadt thronte die Kommandanturkirche, eine der schönsten und bedeutendsten Kirchen des belgischen Landes.

Die ganze Stadt ist zerstört. So vollständig zerstört, wie wohl keine andere in diesem Kriege.

In lähmender, wüster Unordnung liegt die ganze Stadt. Ein großer Sternhaufen, zusammengefallen von Granaten. Die Häuser der Häuser sind auf den Boden gefallen; die Steine des Fundaments sind aufgewühlt und hochgepölet; ganze Häuserreihen sind in sich zusammengefallen. Türme sind zur Erde gekürzt, im Fall noch kleine Gebäude mitreißend und unter sich begraben. Eismursteine ragen aus Kellerhöhlen und steinerne Treppen des Erdgeschosses hängen, wie von Luftstrahl geschleudert, auf Hecken, verholzten Mauernresten.

In dieser Stadt sah, vor den leeren, ausgebrannten Mauern eines Hauses, eine ganz zusammengefallene, uralte Frau in einem breiten Leinwand. Der helle Mittagssonnenchein lag auf diesem blassen Wilsde. Sie sah uns an mit erlöschenden, gleichgültig kalten Augen.

Auf dem Leopoldplatz das „Festsaal-Casino“. Ein zusammengefallenes Streichholzspiel. Eisenbalken und Sparren hingen wie dünne, berfengte Zwirnsfäden in der Luft. Über einer schwarzen Mauerlinie, gegenüber der halberstehenden und durch Granaten ganz aufgewühlten Kirche St. Spirit, zwei weiße Tauben.

Von Antwerpen herunter kehrten die Menschen jetzt wieder heim. Sie suchten ihre Häuser und finden sie nicht mehr. Sie können nicht einmal die Trümmer ihres Hauses erreichen, denn ganze Straßenreihen sind verschüttet in einem steinernen Hügel begraben und zugedeckt in riesigen Gräbern.

Die Menschen fliehen ganz bewirrt und hilflos vor all dem Schicksal, das über ihr Leben heringschoben ist. Sie sehen auf ein paar Häuser, die, unberührt und unberannt, durch weiße Tücher und Fahnen Schonung und Schutz suchen und fanden.

Und wenn erst der Abend kommt, können sie sich nicht mehr betten. Und sie ziehen wieder weiter auf den heillosen Straßen des Landes, das seinen Kindern eine schlechte und tödliche Mutter war.

### Todgeweiht.

Unter dieser Ueberschrift bringt die „Kölnische Zeitung“ (Nr. 1178 vom 27. Oktober) folgenden Feldpostbrief:

Rach mühevollen Dienst in den nassen Schützengräben hatten wir Kapitän in dem gasigen und hübsch am Berg gelegenen Ortchen F. am Nordostrand des Argonnenwaldes. Es war am 22. September, nachts 1 Uhr, als der Feldwebel mit dem Bataillonsoberfeldwebel „Marschall“ die Nachtruppe führte. Zur angegebenen Zeit stand das Bataillon an der Straße nach A. Die Kolonnen hatten sich gegen und einen überfarenen reihen. Sternenhimmel entschleiert; ruhig

und majestätisch spannte die Milchstraße ihren Bogen über uns, und frohgemut zogen wir ins tiefe Tal hinaus. Das wasserreiche Flüsschen rauschte zwischen seinen mit Erlen und Weiden bestandenen Ufern emsig talabwärts. In den Wiesen wogten sanfte die Nebel, die sich schüchtern über die stillen Mulden und Eumpfstellen gelegt hatten. Im Osten wurde es licht, Sterne erblitzten und im steigenden Nebel blinkten die Wasser, von spessigen Baumstämmen bewacht, zu unserer Höhe herauf. Lautlos marschierten hier Infanterieabteilungen, an denen oft Artilleriekolonnen vorbeizogen, während Nachzügler und Melde-reiter durch ein gewichtiges „Nichts heran“ sich ihren kleinsten Weg bahnten. Bald schwenkten wir in ein tiefes Seitental rechts ein. Nun entfaltete sich das Bataillon zum Angriff auf M. Kurze Wechsele bezeichnen den einzelnen Zugführern Stellung und Richtung, dann arbeiteten sich die geplagten Infanteristen durch knöcheliefen Schmutz in aufgeweichtem Ackerboden zur Höhe. Ein etwa 1200 Meter langes Hochgelände mußte bis zum Dorf überschritten werden; dies sollte in einzelnen Zugstufen geschehen. Zunächst war es hell geworden und ein leichter Nebel hatte seine schützende Tarnkappe über die gefährdeten Felder gezogen. Gegen 5 Uhr war es, als den wohl nichts ahnenden Franzosen drüben die ersten eisernen Grüße hinübergeschickt wurden. Vier helle, harte Klänge, erbarmungslos zum greulichen Spiel auffordernd, durchschritten die Morgenlüfte, pfeifende Strymonien bohrten sich in die lichtdurchflößeren Nebelhüllen. Das waren die ersten Takte einer Schicksalsinfonie, die für uns ein schweres „Grabe“ bringen sollte. „Bataillon antreten“, die Kommandos der Unterführer durchdrachen die Morgenlüfte, und langsam bewegten sich die Schützenlinien über Kraut- und Müdenäcker, über Mulden und Höhen. Ein dichter Nebel wogt um die aufgehende Sonne; Dämme, Büsche tauchen aus der weißen Wand vor uns. Der Anschlag tann nur schwer aufrecht erhalten werden. Da wartet ein Schuß vor uns, das alibekannte Surren, und pösch! ist das Geschoss im Ackerader — die Herren drüben sind aufgewacht. Es war aber auch höchste Zeit, denn wir sind 300 Meter vor dem Dorf. Durch den lichter werdenden Nebel stelle ich fest, daß der linke Dorfrand besetzt ist, an dessen Ende ein Kirchhof mit einigen Kanonen steht, und dessen Mauern wie üblich mit Schießscharten versehen sind. Wir nehmen Stellung, um die links von uns angelegte Kompanie zu erwarten; sie kommt jedoch nicht heran; unsere schwache Kompanie wird rechts herausgezogen, mein Zug bleibt auf der linken Flanke. Mit einigen raschen Sprüngen gelangen wir 100 Meter vor den rechten Dorfand, aus dem wir lebhaftes Feuer erhalten. Vom Gegner, der hinter Bedungen, Gräben und Hecken steht, ist nichts zu sehen. Die Kompanie links von uns kommt immer noch nicht. Statt dessen erhalten wir von den Häusern und dem ummauerten Kirchhof ein lebhaftes und wohlgezieltes Feuer in unsere linke Flanke. Unsere Leute werden unruhig. Angestrengt suche ich nach dem Gegner; man hört deutlich das Raseln seiner Gewehre beim Laden. Schon schlagen die Geschosse von links dicht bei uns ein und mein Nebenmann jammert plötzlich laut auf, gleich darauf andere links und rechts von mir. Ich selbst werde, anstehend als Vorgesetzter erkannt, scharf aufs Korn genommen; die Geschosse schlagen dicht neben und vor mir ein; mit hartem Knall pöschend, gedeck, liegen die Felsen fliegen uns um die Köpfe. Das Flankenfeuer wird bei zunehmender Klarheit immer gefährlicher. Unteroffizier St. rechts von mir schreit laut auf und stöhnt schmerzlich, er ruft noch: „Glaube, ich muß sterben“, und bittet mich, sein Geld an mich zu nehmen. Dann streckt er mir die Hand hin, um Abschied zu nehmen. Mit tiefem



August Miller

Am 9. Oktober verunglückte bei Nord in Frankreich das Berg...

Kriegsflucht der Zeche Minister Achenbach

Am 25. Oktober fand in Brambauer eine gemeinschaftliche Ver...

Die heutige Versammlung des Verbandes der Bergarbeiter...

Die Versammlung wendet sich dagegen, daß die Verwaltung aus...

Die Arbeiterauskunft muß unter Hinzuziehung einer entsprechen...

Kriegsflucht der Zeche Viktoria und Stern

Am 4. Oktober fand eine Belegschaftsversammlung für diese Zeche...

Den Familien der im Felde stehenden Belegschaftsmitglieder...

Sozialpolitik des Vertrauens

Unter dieser Überschrift lesen wir in der „Sozialen Praxis“:

morden ist, ist nun auch den Arbeitern ebensolche wie den...

Das ist alles recht schön! Wir aber wissen, daß nach dem Kriege...

Die Kinder und der Krieg

Eine erschütternde Darstellung des Elends, in das der Krieg auch...

„Die Frau hat nicht, Kameraden, das ist ein Hungertum“, rufe...

Das Kommando hält. Das Feuer flackert bald im Herde und da...

Liebestätigkeit und Staatsfürsorge

Ueber diese Frage bringt die Münchener medizinische Wochen...

Der IV. Klasse-Wagen

Der Wagen des proletarischen Volkes, spielt im Kriege eine große Rolle...

Verbandsnachrichten

Kameraden! Mit dieser Nummer ist der Beitrag für die...

Falls in den Bahnhöfen keine Formulare für die Meldung der...

Achtung! Kameraden von Niederschlesien, Achtung!

Dieser Kameraden, welche ihre Anerkennungsgebühren an die...

Bibliotheken

Schwarzmark. Die Bibliothek befindet sich im Hause des Kameraden...

Bücherrevisionen

In folgenden Bahnhöfen findet Revision der Mitgliedsbücher statt...

Für den Unterstützungsfonds

Der Angehörigen der zur Fahne einberufenen Mitglieder gingen folgende...

a) Aus Sparbüchern: Zahlstelle Neichenau (Bez. Senftenberg) 158,- M.

b) In Bar: Zahlstelle Walsum (Bez. Oberhausen) 0,00, Rott...

c) In Bar auf Sammelisten: Hansmann, Rite Nr. 270: 27,-

d) Freiwillige Beiträge von Annoncenältern: August Krauthaus-Hamborn 16,-

Verichtigung: In Nr. 43 dieser Zeitung muß es nicht heißen: Friedrich...

Hauptkasse

Sterbetafel

- Georg Schulze, Kloster-Wennigsen. Robert Teuffel, Gottesberg. Josef Reß, Gottesberg.

Wir werden das Andenken der Verstorbenen in Ehren halten!

Der Bergarbeiter-Kalender für das Jahr 1915 ist fertig gestellt und kann zum Preise von 50 Pf. das...